

Schöör Schräg

HERZOG +
DE MEURON:
IKMZ der Bran-
denburgischen
Technischen
Universität,
Cottbus

FRANK GEHRY
(r.): Das aus Stahl,
Stein und Titan
komponierte
Guggenheim
Museum in Bilbao
(1997)

Fotos: Barbara Staubach/artur, akq-images

93

Die Elite der Architekten von heute errichtet keine Häuser, sie schafft spektakuläre Kunstwerke. Doch ein Bau, der das Volk staunen lässt, muss sich im Alltag seiner Bewohner und Benutzer auch bewähren. Die Architektin Zora del Buono plädiert für eine neue Avantgarde, die subversive Formen und Machbarkeit versöhnt.



ZAHA HADID:
Phaeno Science Center, Wolfsburg (l.); Chanel-Pavillon (m.); Sprungschanze bei Innsbruck (r.)

Alliance amoureuse

Im Jahr 1955 präsentierte Coco Chanel eine gesteppte Handtasche, die schnell zur Legende wurde. Von dem eleganten Stück, klassischerweise in Schwarz und Gold, ließ sich die Architektin Zaha Hadid jetzt inspirieren – bei ihrem Entwurf für einen vom Modehaus Chanel und dessen Chefdesigner Karl Lagerfeld in Auftrag gegebenen Contemporary Art Containers. Es ist ein kleiner Ausstellungspavillon für zeitgenössische Kunst. Wie die Handtasche, ständige Begleiterin der Damenwelt, soll auch der Pavillon transportabel sein und durch die Welt ziehen. Hadids amorphes Kunstwerk misst 29 mal 45 Meter bei einer Raumhöhe von sechs Metern – und schillert wie ein kostbares Schmuckstück.

Als die junge Zaha Hadid Anfang der Achtzigerjahre mit ihren fulminanten Entwürfen das internationale Parkett betrat, zeichneten die Architekturschüler der westlichen Welt noch einen Stil, der rückwärtsgewandter kaum hätte sein können: Unter dem Banner der Postmoderne entwarfen sie symmetrische Biederkeiten wie runde Fenster, die aus dreieckigen Giebeln lugten. Ihre Gebäude, die aussehen wie traurige Clowns, stehen heute allerorten. Einige wenige Baumeister gab es noch, die tapfer den Idealen der Moderne die Treue hielten – doch es waren die Vertreter eben dieser Postmoderne, die sich für die neue Avantgarde hielten.

Und dann diese Frau! In ihren Entwürfen war kein Zitat aus vergangenen Zeiten zu finden, da flogen die Linien, explodierten die Wände, schief und wild sah alles aus, verwegen – und unbaubar. Doch die 1950 in Bagdad geborene und in London zur Architektin ausgebildete Zaha Hadid glaubte fest daran: So sieht die Zukunft aus. Hadid war die Vordenkerin des Dekonstruktivismus, sie war wahrhaft Avantgarde – und jede ihrer Zeichnungen ein Kunstwerk.

Nun ist es das Wesen der Avantgarde, dass sie irgendwann im Mainstream aufgeht, und so ist es auch Zaha Hadid ergangen. Eine Erfahrung, die sie mit dem Erbauer des Jüdischen Museums in Berlin, Daniel Libeskind, teilt und mit Frank Gehry, der das Guggenheim Museum in Bilbao entwarf. Alle drei sind heute nicht mehr Avantgarde; ihre kippenden Räume und abgewinkelten Ebenen, ihre windschiefen Türme und zackigen Grundrisse sind zur gehobenen Normsprache geworden. Allesamt geschätzt von Bauherren, die etwas wa-

Das Gebäude ist komplett zerlegbar. Die Außenhaut wird in unterschiedlichen Farben erstrahlen, so lässt sich je nach Standort immer wieder eine neue Atmosphäre schaffen. Tageslicht fällt von oben durch die gebogenen Fenster und vermischt sich mit Kunstlicht. Das schafft eine irrealen, suggestiven Atmosphäre. Das zerlegbare Kleinstmuseum ist Ausstellungsraum und Veranstaltungsort zugleich; es wird ab 2008 auf Tournee geschickt. Hongkong, Tokio, New York, London, Moskau und Paris sind die ersten Stationen.

gen wollen, von Bürgermeistern, die Zeichen setzen möchten. Und solch ein Zeichen muss ein Unikat sein, unvergleichbar, Kunst. Die Stars der Szene sind also weniger Architekten als vielmehr Künstler – oder genauer: Künstlergruppen, denn alleine arbeitet kaum einer von ihnen; Heerscharen von begabten Hochschulabsolventen bevölkern ihre Ateliers.

Wie einst die Baumeister der Renaissance oder des Barock zeichnen diese Künstler unter den Architekten von heute Bauten, die das Volk zum Staunen bringen. Damals waren es die Kathedralen, heute sind vor allem Museen. Die Elite der Architekten fühlt sich heute den Bildhauern am nächsten: Sie entwerfen städtische Skulpturen. Ehe das Jüdische Museum 2001 eröffnet wurde, durfte das Publikum monatelang den nackten, frisch fertiggestellten Bau begehen. Der in Titan-Zink gekleidete Zickzack selber war eine Attraktion; rein und in seiner puren Form erlebbar, ohne jegliche Einrichtung, die den Blick auf die Räume verstellen könnte. 350 000 Besucher zählte der leere Bau.

Wann hatte es das in der Geschichte der Architektur schon einmal gegeben? Daniel Libeskind's Entwurf war Avantgarde – und Kunst zugleich.

Der Begriff der Avantgarde stammt aus dem Sprachschatz des französischen Militärs. Avant-garde, vor der Garde; die Vorhut also. Es gibt auch die Nachhut, die Arrièregarde, aber wer will schon hinterherhinken? Dazwischen das Gros, die breite Masse, in der Kunstwelt Synonym für den konformistischen Geschmack. Die militärische Avantgarde

Fotos: Klemens Ortmeier, Steve Double, Zaha Hadid Architects, akgr-images



DANIEL LIBESKIND:
Spitzwinklige Konstruktionen in der Titan-Zink-Fassade am Jüdischen Museum Berlin (I.)



FRANK GEHRY:
Dekonstruktivistisch-skulpturales Foyer der DZ-Bank am Pariser Platz in Berlin (M.)

hat als erste Berührung mit der Feindeslinie, und im kulturellen Zusammenhang ist der Feind meist das Bürgertum. Lenin war der Erste, der sich den Begriff aus dem militärischen Kontext borgte. Die Kommunistische Partei, hieß es bei ihm, sei die Avantgarde der Arbeiterklasse.

Mit dem Einzug der Moderne sprang der Terminus Anfang des 20. Jahrhunderts auch auf die Kunst über; eine Avantgarde löste die nächste ab, in rasendem Wechsel sonnten sich Futuristen, Kubisten, Dadaisten, Surrealisten bis hin zu den Helden der Pop-Art, den Wiener Aktionisten und den Konzeptkünstlern in dem Bewusstsein, die ultimative Avantgarde zu sein, die Elite, unverstanden, erschreckend – und einzig richtig. Vier Eigenschaften waren es stets, die eine Avantgarde auszeichnete: Sie hatte antibürgerlich zu sein, provokativ, innovativ und selbstreflektierend.

Die Architektur hinkte der Kunst immer ein wenig hinterher, was angesichts der Langwierigkeit von Bauprojekten wenig verwunderlich ist. Die Architekten der frühen Moderne folgten hohen Idealen. Sie verbannten jede Ornamentik, schufen Räume, bei denen die Form der Funktion folgte. Sie wollten die Architektur befreien vom Ballast der vergangenen Jahrhunderte, von der Schwere der Bauten, die für sie gleichbedeutend war mit einer geistigen Behäbigkeit. Das Recht auf Luft und Licht und klare Räume für alle, ein durchaus sozialistischer Ansatz.

Die verschiedenen Strömungen der Moderne waren eindeutig Avantgarde. Erst im Übergang zur Postmoderne, die ab den späten Siebzigerjahren einen Stilpluralismus propagierte, verschwamm der Begriff langsam. Wo alles möglich ist, kann auch keiner mehr eine neue Richtung aufzeigen, der später alle folgen werden. An die Stelle der Avantgarde traten verschiedene, nebeneinander existierende Strömungen, der individuelle Künstler und seine Werke. Herzog & de Meuron aus Basel gehören zu dieser neuen Elite; von ihren Reißbrettern kommt der Entwurf für Hamburgs aktuelles Prestigeobjekt, die Elbphilharmonie, ein Glaspalast in Wel-

lenform, der auf einem alten Backsteinspeicher aufsetzt. Dann natürlich Sir Norman Foster, der den gurkenförmigen Turm der Swiss Re in London zeichnete und die gläserne Kuppel des Berliner Reichstags. Oder der Niederländer Rem Koolhaas, von dem die Entwürfe für die Casa da Música in Porto und das Guggenheim Ermitage in Las Vegas stammen. Dem Modehaus Prada gefielen Koolhaas' Arbeiten so gut, dass sie bei ihm gleich drei neue Filialen in Auftrag gaben – in New York, Dubai, Shanghai.

Der Computer hat das Handwerk revolutioniert. Seit schier undenkbarer Formen räumlich problemlos darzustellen sind, hat sich die Architektursprache in neue Dimensionen bewegt. „Biomorphe“, fließende Strukturen, sind heute möglich; die sogenannte Blob-Architektur schwebt in fantastischen Wölbungen, schafft bauchige Gebilde, wie man sie vorher nur aus Science-Fiction-Welten kannte. Das Kunsthaus in Graz wird von seinen Schöpfern, den Briten Peter Cook und Colin Fournier, liebevoll „friendly alien“ genannt; es wirkt, als wäre eine gigantische Amöbe in der Stadt gelandet. Das Selfridges-Kaufhaus im englischen Birmingham, ein Entwurf von Future Systems, wirkt wie ein gigantischer Pilz aus Aluminium.

Ist diese Art der „blobitecture“ die Bauform der Zukunft? Eher nicht, denn solche Traumgebilde sind sehr aufwendig. Blob ist eine originelle Mode, die sich aber nur für spektakuläre Einzelprojekte eignet, bei denen die Kosten eine nachgeordnete Rolle spielen. Immerhin haben die weichen Linien Schule gemacht, der neue Schwung inspirierte nicht nur die Baumeister, sondern auch die Möbeldesigner. Wobei diese beiden im Idealfall sowieso in Symbiose leben sollten, denn die Möblierung ist die Fortsetzung der Architektur – und umgekehrt. Ein herausragendes Beispiel dafür sind die Arbeiten des Berliner Architekten Jürgen Mayer H., dessen Mensa in Karlsruhe ausschaut, als hätte ein Pop-Art-Künstler einen

Fotos: mauritius images, Rabsch/laif, Juergen Henkelmann /artur, action press



HERZOG + DE MEURON (l.): Industriedenkmal Küppersmühle, Innenhafen Duisburg – Treppenhaus im Kunstmuseum Sammlung Grothe



REM KOOLHAAS: Casa da Musica, Porto, Portugal (M. oben); Museum Zeche Zollverein in Essen – Kohlenwäsche (M. unten), Fahrtreppe (r.)



Schweizer Käse nachgebaut. Auch das Büro Graft der vier jungen Architekten Lars Krückeberg, Wolfram Putz, Thomas Willemeit, Gregor Hoheisel machte Furore mit organischen Formen, mit den wellenförmigen oder dünengleichen Fassaden ihrer Hotelbauten. Starthilfe hat ihnen dabei der Schauspieler Brad Pitt geleistet, der erste prominente Kunde des Quartetts, der ein kleines Atelierhaus bestellte. Es entstand eine Hütte, „die wie ein Schweizer Taschenmesser funktionierte“, schrieb ein Feuilletonist, „die Möbel lassen sich herausklappen wie Nagelfeile oder Korkenzieher.“ Zuletzt war das Büro Graft im Gespräch für die derzeit zweifellos begehrteste wie auch umstrittenste Baulücke in Deutschland: den Berliner Schlossplatz. Die vier Architekten wollen dort eine Kunsthalle in der Form einer weißen Wolke bauen.

Was aber wurde aus den Vordenkern, die nebst aller ästhetischen Diskussionen auch wirklich visionäre und gesellschaftskritische Ansätze verfolgen? Sie sind leiser geworden. Ingenieure, Stadtplaner und Architekten, die über den Tellerand der Gegenwart hinausblicken, haben sich der beiden großen Probleme des Planeten angenommen: der sozialen Umbrüche und der Umwelt. 2008 werden erstmals mehr Menschen in Städten leben als auf dem Land – was die Anforderungen an die Architektur weltweit verändern wird. Künftig wird Flexibilität gefragt sein und nicht das steinerne Monument; das Ansteigen der Meeresspiegel, Klimaveränderungen, Unwetter, all dies sind Faktoren, die heute bedacht werden müssen.

Der Natur folgen, das ist also die Devise. Sich den Elementen trotzig entgegenzustellen, ist zwecklos. Eine einzige große Woge, ein wütender Hurrikan, ein Zittern der Erdkruste – und schon fällt die gebaute Welt in sich zusammen. Deshalb versuchen vorausschauende Architekten ihre Bauten der Umwelt einzufügen, was nicht bedeutet, dass sie zur archaischen Lehmarchitektur zurückkehren wollen, ganz im Gegenteil: die Ingenieure experimentieren mit modernsten Baustoffen. Werner Sobek zum Beispiel.

Sobek ist Direktor am Institut für Leichtbau, Entwerfen und Konstruieren in Stuttgart. Der 54-Jährige ist ein Visionär mit sozialen und ökologischen Anliegen. Die Frage, die er sich beständig stellt, lautet: „Wie werden wir wohnen und arbeiten?“ Wer so fragt, muss antizipieren, kann sich auch in eine falsche Richtung verrennen. Aber das lässt sich nicht vermeiden, und so zitiert Sobek, sich selbst ermunternd, Hegel: „... dass die Furcht zu irren schon der Irrtum selbst ist“.

Vielleicht gehört eine gewisse Bescheidenheit zur heutigen Avantgarde. Sobek sagt über das Gebäude der Zukunft, es müsse ephemere sein und die Welt verlassen können, ohne Tausende von Tonnen Sondermüll zu hinterlassen. Andere Architekten haben diesen Gedanken aufgegriffen – Matteo Thun (siehe Seite 102) beispielsweise hält Baustoffe für ideal, die keine Hundert Kilometer transportiert werden müssen, Holz aus den Wäldern vor der Haustür und Granit aus dem lokalen Steinbruch. Das ist in Zeiten der Globalisierung provokativ und auch innovativ. Kaum ein Bauherr macht sich Gedanken, woher seine Fliesen stammen, unter welch grauvollen Arbeitsbedingungen ein Granit aus Angola abgebaut wurde, welche Wege er hinter sich hat. Naturnahes Bauen, das klingt erst einmal wenig spektakulär – und doch haben die schillernden Bauten dieser Architekten Charakter. Beiden, Sobek wie Thun, geht es um Reduktion auf das Wesentliche. Und beide lieben karge Landschaften, hochalpine zum Beispiel. Wie viel oder wenig Haus braucht man eigentlich?

Sobeks Wohnhausprojekt R129 ist ein futuristisch anmutendes Objekt, formal in die Blob-Architektur einzuordnen. Wie ein flachgedrücktes Ei liegt die Glasschale auf einer Klippe, ohne Fundament, in einer kleinen Mulde. Technologisch ist das Objekt auf dem allerneuesten Stand. Sobek experimentiert mit Glas, das per Knopfdruck blickdicht wird. Aus dem transparenten Nichts wird eine Geborgenheit schaffende Hülle. Möbel sollen versenkbar sein, damit der Raum in erster Linie Raum bleiben kann. Der Architekt experimentiert

mit atmungsaktiven Textilien und Materialien, die Wärme speichern können. Auch schaumartigen Konstruktionen flossen in das Haus mit ein. Warum nicht in großporigen Schäumen wohnen? Energietechnisch soll R129 einen eigenen Kreislauf haben, ein ausgeklügeltes geschlossenes System, das wärmt und kühlt.

Ein Haus muss funktionieren wie ein Baum auf einer Wiese. Das war die Idee eines internationalen Wettbewerbs, der 2006 vom katalanischen Institute for Advanced Architecture ausgeschrieben worden war. „Self Sufficient Housing“ hieß die Aufgabe, selbstgenügsames Bauen also. Autarkes Wohnen, das ist die Zukunft. Ein Gebäude wie ein einziger Organismus, der Wasser und Energie aus der Umgebung aufnimmt, Müll umwandelt und in den Kreislauf zurückführt. Architekten aus der ganzen Welt nahmen teil und lieferten spektakuläre Entwürfe. Von der kleinsten Wohneinheit bis hin zu ganzen Stadtplanungen – alle dachten über Systeme nach, die möglichst unabhängig bestehen sollen, möglichst ohne jeden Input von außen. Eine solche Autarkie wäre gerade in armen Ländern ein Segen. Und so wurde der Wettbewerb nicht nur zu einem ökologischen Manifest, sondern auch zum politischen Signal – innovatives Design inklusive.

Natürlich haben auch einige der heutigen Baukünstler ihre Theorien, womöglich sogar Lust auf Gesellschaftskritik und den Glauben daran, dass Architektur das Zusammenleben der Menschen verändern, verbessern kann. Doch nicht wenige sind korrumpierbar – zu verlockend sind Großaufträge aus Ländern, die weder von Menschenrechten, Umweltschutz noch demokratischen Zuständen viel halten.

Eingeholt wurden die Dekonstruktivistinnen aber vor allem von der schnöden Wirklichkeit – wie im Falle von Zaha Hadids Wiener Sozialwohnungen am Donaukanal. Das Material konventionell, das Projekt aus Kostengründen geschrumpft, der Ort ein Unort. Kein Mensch wollte einziehen, die schiefen Wände sind zwar originell, nur leider als Räume kaum nutz-

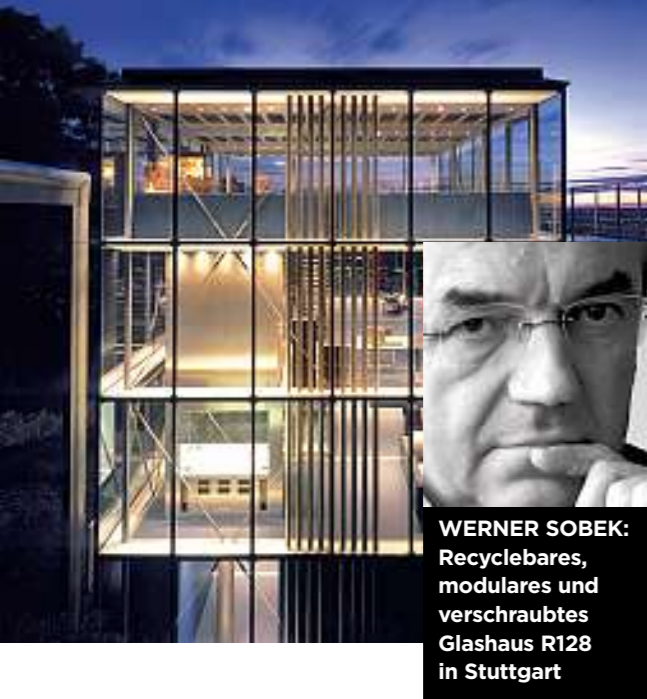
bar und schon gar nicht möblierbar. Was in Hadids erstem Bau, der Feuerwache in Weil am Rhein, bereits sichtbar wurde, zeigte sich auch hier: Pläne sind geduldig, die Realität ist es nicht. Kunst taugt nicht unbedingt zum Wohnen. So banal es klingen mag: Dächer und Wände sind zum Schutz vor Wetter da und nicht zur Dekoration; ineinander verkantete Wände und bizarre Dachformen fordern Bauschäden geradezu heraus; es reißt, schimmelt, bricht, nässt. Die Sanierung der Feuerwache begann, kaum dass sie fertiggestellt war. Das muss sich ein Bauherr erst einmal leisten können.

So ist die Elite von gestern dazu übergegangen Repräsentationsbauten zu entwerfen, kostspielige Objekte, mit denen sich Städte oder Konzerne schmücken, begehbare Skulpturen. Solitäre wie Konzerthallen, Flughafengebäude, Fußballstadien, Firmensitze. Die Avantgarde ist mitten im Leben angekommen, sie bietet das große Spektakel, doch das Subversive, Provokative ging auf dem Weg dorthin verloren. Bei der Eröffnung des Zentralgebäudes der BMW-Werke in Leipzig, auch dies ein Entwurf von Zaha Hadid, sagte ein Laudator über ihre Architektur: „Das kann zukunftsweisend sein – nicht nur für neue Formen des Zusammenwirkens von Produktion und Management, sondern auch für eine Arbeitskultur, in der von Mitarbeitern auf allen Ebenen besondere Leistungen erwartet und erbracht werden.“ Architektur im Dienste der Produktionssteigerung, schöne neue Arbeitswelt.

Doch keine Bange: Die wahre Avantgarde, der revolutionäre Gedanke wird zurückkehren, die Vorhut ist bereits am Planen, Zeichnen und Bauen. Ein erster Ausblick ist am Rande des Stuttgarter Talkessels zu finden, Werner Sobeks eigenes Wohnhaus. Das R128 ist ein komplett recyclebarer, emissionsfreier Glasbau aus Modulen und ist dank Schraub- und Steckverbindungen schnell zu demontieren und an neuer Stelle wieder aufzubauen. Vielleicht schon morgen. ■

ZORA DEL BUONO

Fotos: Picture Press, J. Schumacher/Das Fotoarchiv, Hoogte/lalif, Fausto Giaccone, Tomas Riehle/artur, Frank Eischner/artur



WERNER SOBEK:
Recyclebares,
modulares und
verschraubtes
Glashaus R128
in Stuttgart



**COOK + FOUR-
NIER:** Biomorphe
„Ausstellungs-
maschine“ Kunst-
haus Graz, auch
bekannt als „The
Friendly Alien“



**FUTURE SYSTEMS -
JAN KAPLICKY,
AMANDA LEVETE (r.)**
Kaufhaus Selfridges
(l.) in Birmingham,
Großbritannien



Der Philosoph Alain de Botton sieht in Häusern das Spiegelbild unserer Seele. Streiflichter aus seinem neuen Buch „Die Architektur des Glücks“.

Wie uns Schönheit berührt

Auch wenn wir zu einer Spezies gehören, die erschreckend viel Zeit damit verbringt, Dinge in die Luft zu jagen, sehen wir uns hin und wieder veranlasst, einige Gebäude ohne bestimmten Grund mit grotesken Wasserspeiern oder Girlanden, mit Sternen oder Kränzen zu schmücken. In den schönsten solcher Gesten erkennen wir eine Art Großmut in materieller Form, eine zu Stein erstarrte Güte. Wir sehen darin einen Beleg für jene Seiten der menschlichen Natur, die uns wachsen und gedeihen und nicht bloß überdauern lassen. Ihre Andeutung von Eleganz erinnert uns daran, dass wir nicht nur pragmatisch und vernünftig sind: Wir sind auch Geschöpfe, die ohne einen Gedanken an Prestige oder Profit einen Mönch in Stein meißeln oder Stuckengel auf Wände aufsetzen können.

Eine bedenkliche Anzahl der intelligentesten Menschen der Welt hat sich verächtlich gegen jegliches Augenmerk für Dekoration und Design ausgesprochen und Zufrieden-

heit stattdessen mit Immateriellem und Unsichtbarem verknüpft. Dennoch fanden solch entschlossene Bemühungen, Sichtbares mit Verachtung zu strafen, stets ihren Widerpart in den gleichermaßen nachdrücklichen Versuchen, die materielle Welt schöner zu gestalten. Menschen haben ihre Rücken verrenkt, um Blumen in Deckenbalken zu schnitzen und ihr Augenlicht überstrapaziert, um Tiergestalten in Tischtücher zu stecken. Sie haben Wochenenden geopfert, um unansehnliche Kabel hinter Fußleisten verschwinden zu lassen und ausgiebig über angemessene Arbeitsflächen in der Küche nachzudenken. Beim Anblick von Zeitschriftenfotos haben sie davon geträumt, in unerschwinglich teuren Häusern zu wohnen und waren danach so traurig, als wären sie auf einer belebten Straße grußlos an einer attraktiven Fremden vorbeigegangen.

Der Glaube an die Bedeutung der Architektur setzt nicht nur die Annahme voraus, dass wir – ob wir wollen oder nicht – an einem anderen Ort ein anderer Mensch sind, sondern auch die Überzeugung, dass es Aufgabe der Architektur sei, uns vor Augen zu halten, wer wir im Idealfall wären. Im schlimmsten Fall verwandelt uns die Liebe zur Architektur in Ästheten, in Exzentriker, die mit der Aufmerksamkeit von Museumswächtern über ihr Haus wachen und auf Fleckensuche durch die Zimmer patrouillieren, einen Schwamm oder ein feuchtes Tuch in der Hand. Solchen Ästheten bleibt keine andere Wahl, als auf die Gesellschaft kleiner Kinder zu verzichten und beim Essen mit Freunden die Unterhaltung zu ignorieren, um stattdessen darauf zu achten, dass sich niemand an die Wand lehnt und versehentlich einen kopfförmigen Abdruck hinterläßt.

Schöner Architektur fehlen die zweifelsfreien Vorzüge eines neuen Impfstoffes oder einer Schale Reis. Ihre Umsetzung wird daher nie zum politischen Leitziel werden, denn selbst wenn die gesamte, von Menschenhand geschaffene Welt durch schonungslose Anstrengung und Selbstaufopferung so gestaltet würde, dass sie mit dem Markusplatz konkurrieren

könnte, selbst wenn wir den Rest unseres Lebens in der Villa Rotunda oder im Glass-House verbringen dürften, würden wir noch oft genug schlechter Laune sein.

Bauwerke mögen eine moralische Botschaft zum Ausdruck bringen, nur fehlt der Architektur die Kraft, sie auch durchzusetzen. Sie offeriert Andeutungen, statt anzuordnen. Und statt zu befehlen, lädt sie uns ein, ihrem Geiste nachzueifern, kann aber ihren Missbrauch nicht verhindern. Wir sollten wenigstens so freundlich sein, es nicht den Gebäuden anzulasten, wenn wir den Rat missachten, den sie uns doch nur auf ihre subtile Weise anbieten können.

Wenn wir Architektur ernstnehmen, stellen wir also ein paar schwierige und einzigartige Anforderungen an uns. So müssen wir die Vorstellung zulassen, dass wir von unserer Umgebung selbst dann beeinflusst werden, wenn sie überwiegend aus Kunststoff besteht und nur mit hohem Zeitaufwand und großen Kosten zu verbessern wäre. Wir müssen gestehen, dass sich die Farbe unserer Tapete bedauerlicherweise höchst nachteilig auf uns auswirken und dass unser Ehrgeiz unter einer unansehnlichen Bettdecke leiden könnte.

Einen schönen Gegenstand zu besitzen, mag helfen, uns die von ihm verkörperten Tugenden anzueignen, doch können wir nicht davon ausgehen, dass diese Tugenden allein deshalb, weil uns der schöne Gegenstand gehört, automatisch oder mühelos auf uns abfärben. Zu kaufen, was wir schön finden mag sogar die phantasiöseste Art sein, mit jener Sehnsucht umzugehen, die das Schöne in uns erregt – genau so wie der Versuch, mit jemandem schlafen zu wollen, die dümmste Reaktion auf eine Regung der Liebe sein kann. Im tiefsten Innern wünschen wir uns, jene Gegenstände und Orte, deren Schönheit uns berührt, nicht bloß zu besit-

zen, sondern ihnen ähnlich zu werden. Zwar ist es keineswegs ungewöhnlich, dass wir etwas Schönes kaufen wollen, sobald wir es sehen, doch wünschen wir uns vermutlich weniger, das Schöne zu besitzen, als vielmehr dauerhaften Anspruch auf die inneren Werte erheben zu können, die es verkörpert.

Vielleicht lernen wir es, die Vorzüge von Gebäuden zu benennen, wie Philosophen die Tugenden der Menschen benannt haben, um so auf das Genaueste die architektonischen Äquivalente von Großzügigkeit oder Bescheidenheit, Ehrlichkeit oder Sanftmut zu bestimmen. Architektur mit Ethik gleichzusetzen hilft uns erkennen, wie unwahrscheinlich es ist, dass es nur eine einzige Quelle der Schönheit in einem Gebäude gibt, so wie das Besondere in einem Menschen nie nur durch eine einzelne Eigenschaft ausgemacht wird. Um wirksam werden zu können, muss sich Charakterliches in entsprechenden Momenten und in spezifischer Kombination Ausdruck verschaffen. Ein Gebäude mit den richtigen Proportionen, das aus unpassendem Material errichtet wurde, ist dadurch ebenso beeinträchtigt wie ein mutiger Mann, dem es an Geduld oder Einsicht mangelt.

Wir schulden es den Feldern, dass unsere Häuser den Vergleich mit jenem jungfräulichen Land standhalten, das ihnen weichen musste. Wir schulden es den Würmern und den Bäumen, dass die Gebäude, durch die sie vertrieben wurden, uns auf höchste und klügste Weise Glück versprechen.

AUS DEM BUCH „ARCHITEKTUR UND GLÜCK“
VON ALAIN DE BOTTON,
ÜBERSETZT VON BERNHARD ROBBERN.
DAS BUCH ERSCHEINT IM FEBRUAR 2008
IM S. FISCHER VERLAG. ©S. FISCHER VERLAG
GMBH, FRANKFURT AM MAIN, 2007



Fotos: Andrea Appenzeller + Daniela Steidle, Roland Halbe, Spacelab2003, Richard Davis, Charlotte de Botton